

Wenn Oona Horx-Strathern spricht, dann reden auch die graziösen Hände. Sie wirkt scheu. Doch das täuscht, denn die Irin, die in London aufwuchs und Humangeografie an der Bristol University studiert hat, übt sich, seit sie die 50 hinter sich gelassen hat, in Boxen und Surfen. Sie hat eine bewegende Vita hinter sich, die sie quer durch Europa und Afrika führte. Seit 25 Jahren arbeitet sie als Trendforscherin, Autorin, Beraterin und Keynote Speaker.

VON ANDREA SEIBEL

Mit ihrem Mann Matthias Horx und den beiden erwachsenen Söhnen bewohnt sie am Rande Wiens ein modulares „Future Evolution House“, das sie selbst entworfen haben. Es vereint Arbeit und Leben tröstlich mit einer Streuobstwiese, einem Teich und Hochbeeten. Gerade ist ihr neuer „Homereport 21“ erschienen.

WELT: Wir sind noch mitten in der Corona-Krise, Frau Horx-Strathern. Restaurants und Kultureinrichtungen haben zu, die öffentlichen Plätze sind leer, die Straßen verlassen, die Jalousien der Geschäfte heruntergelassen. Wird die Stadt, wie wir sie kannten, durch eine Epidemie ihres Charakters beraubt?

OONA HORX-STRATHERN: Alles eine Frage der Perspektive. Zum ersten Mal erleben wir unsere Städte als ruhiger, freundlicher und mit besserer Luft. Wir laufen mehr, entdecken Ecken und Plätze in unserer Nachbarschaft, öffentliche Räume und Parks, an denen wir sonst immer nur vorbeigefahren sind. Für mich ist diese Phase wie ein Vorgeschnack auf die Zukunft. Man entdeckt die Stadt wieder, man reimaginationiert sie, sinniert, was ihre Lebenswerte Essenz wäre. Wie Hannah Arendt sagte: „In Zeiten tiefer Krisen haben wir ein Recht auf Erleuchtung.“

Das Erste, was Menschen taten, war, die Bauhäuser und Gartencenter zu stürmen. Und sie horteten neben Kloppapier – zumindest in Deutschland, in Frankreich war es Rotwein – Hefe und Mehl, um Brot zu backen. Was war der Antrieb?

Viele spürten, wie sehr das Zuhause in den letzten Jahren unter Vernachlässigung gelitten hat. Also wurde viel ausgebessert und repariert. Es braucht also eine neue Aufmerksamkeit, und wenn es nur die Balkonbegrünung ist. Gut, wenn man einen hat und raustreten kann. Oder singen, wie in Italien. Die Küchen rücken wieder ab vom sterilen Statusobjekt und werden funktionaler. Sie sind nicht mehr nur das Herz der Wohnung, sondern auch die Maschine, die alles am Laufen hält. Die Journalistin Laurie Penny sagte über die Krise in „Wired“: „Wenn die Welt ins Rutschen gerät, ist es am besten, Brot zu backen.“

Die Menschen müssen also notgedrungen ihren Radius einschränken. Sie entdecken die nähere Nachbarschaft neu, sie nennen das „hyperlocal“: Die Städter sehen sich, die Freunde, die Familie, die Umgebung sozusagen mit neuen Augen. Sie sprechen von einer Work-Life-Family-Balance.

Schon in den vergangenen Jahren ist das Bedürfnis nach Zusammenhalt gewachsen. Je individualistischer die Gesellschaft wurde, umso mehr wuchs paradoxerweise das Bedürfnis nach Unterstützung durch andere. Der Lockdown hat dann bei vielen eine große Sehnsucht nach Zusammengehörigkeit und Verbundenheit bewirkt – mittels der Balkone, Zoom oder des guten alten Telefonanrufs. Nachbarschaft ist eben nicht nur ein physischer Raum, sondern ein mentaler. Ich glaube nicht an das Gerede von Work-Life-Balance – es ist eher ein ständiger Anpassungsprozess. Wir sind in unserem Leben immer mit dreien „verheiratet“: mit dem Partner, der Arbeit und mit uns selbst, mit unseren Wünschen, Träumen und Zielen. Statt an so etwas wie endgültige Harmonie zu glauben, sollte man gerade jetzt die diversen „Ehen“ als andauerndes Gespräch begreifen.

Der Separatismus in der Stadt, die Spaltung, ist immer wieder ein großes Thema, besonders bei Stadtsoziologen: Singletum statt Familie, Jung gegen Alt, Reich gegen Arm, Einheimische gegen Migranten. Doch alle Versuche, dies zu überwinden, haben den Ruch von social engineering, denn warum sollten unterschiedliche Kohorten freiwillig die Selbstüberwindung versuchen?

Ideen und Inspirationen kommen oft aus völlig unerwarteter Ecke. Im schwedischen Helsingborg etwa gibt es besondere Mietverträge. Man kann dort nur leben, wenn man unter 25 ist oder Rent-

Städte bleiben nur lebenswert, wenn wir die Sehnsucht der Menschen nach Zusammengehörigkeit stärker mitdenken, sagt Trendforscherin Oona Horx-Strathern. Das urbane Leben brauche jetzt einen „Neustart“ – ob beim Wohnungsbau oder bei der Mobilität. Wie kann der aussehen?

„Unsere **LIEBESAFFÄRE** mit dem Auto wird weitergehen“



ner. Und eine Bedingung zum Erhalt der Wohnung ist, dass man mit den Mitbewohnern socialisen, in Kontakt treten muss, um die Einsamkeit zu überwinden. Denn in Schweden lebt in der Hälfte aller Wohnungen nur eine Person. Man muss mindestens zwei Stunden pro Woche miteinander verbringen, oder man fliegt raus. Der Betreiber ist eine Wohnungsgesellschaft, die vom Stadtrat unterstützt wird. Das frühere Altersheim wurde umgebaut und hat viele gemeinsame Räume zum Kochen, für Kunst und Handwerk, Gymnastik oder Spiele. Alles, um die Kommunikation und Unterhaltung anzuregen. Eine 86-Jährige erzählte der BBC, sie habe vorher nicht schlecht gelebt, sei aber sehr einsam gewesen. Nun hat sie eine 20-jährige Freundin gefunden, die selbst zugab, einsam und depressiv gewesen zu sein, da sie nur Arbeit und Computerspiele gekannt habe. Das Projekt hat nicht nur das Leben der 70 Bewohner geändert, sondern wird die Gesellschaft auch entlasten: Denn zufriedene, glückliche Menschen werden weniger krank und senken die Gesundheitskosten.

Das erinnert an Mehrgenerationenhäuser und auch daran, dass Stadtteile durchaus den Charakter von Dörfern haben können. Doch ist das bei den urbanen Millennials beliebte Modell der „sauberen, grünen, ruhigen“ Stadt nicht etwas zu idyllisch?

Viele Orte haben dieses Dorfgefühl durch den Tod der Hauptstraße samt aller Tante-Emma-Läden verloren, weil die Einkaufszentren und Discounter gesiegt haben. Um Leben in ein Quartier zurückzubringen, braucht es eine generationelle Auffrischung: Start-ups, den bärtigen Hipster im Café, Orte, die „lockere Bande“ ermöglichen, die mental und physisch verbinden. Anne Hidalgo, die Bürgermeisterin von Paris, arbeitet beispielsweise an einem Konzept, um aus Paris eine „15-Minuten-Stadt“ zu machen. Was auf eine völlige Überholung der Mobilitätskultur hinausläuft.

Bewohner sollen ihre Grundbedürfnisse – Einkauf, Kultur, Gesundheit, Arbeit – zu Fuß oder mit dem Fahrrad in dieser Zeit abdecken können. Man arbeitet mit einem „Made in Paris“-Label zu Marketingzwecken, um ein Netzwerk aus kleinen Läden und Dienstleistern aufzubauen. Auf einem höheren Level bedeutet dies eine „Dekonstruktion der Stadt“.

Eine der interessantesten Entwicklungen in der Krise ist sicher das Homeoffice. Sie nennen es „Hoffice“, was nach Hoffnung klingt. In Deutschland arbeiteten so vor Corona nur 5,2 Prozent. Wird das wirklich zum Trend?

In Deutschland geht man davon aus, dass von den 25 Prozent, die jetzt Heimarbeit erleben, fast die Hälfte das vorher noch nie getan hatten. Das war für viele eine brutale darwinistische Lektion in Anpassung, Kreativität und Geduld, und zwar nicht nur physisch, sondern auch sozial. Trendige offene Wohnungen funktionierten plötzlich nicht mehr so gut, ja wurden zum Problem. Denn nun geht es um Netzwerk, ruhige Ecken, umfunktionierte Schreibtische, Privatheit: All das wurde zur neuen Währung. Und plötzlich ändert sich auch die Infrastruktur, und man favorisiert hyperlokale Kundendienste wie den guten alten Milchmann, man will wieder Hausmeister und Concierges und Liefer- oder Abholservices, fahrende Händler mit bestimmten Routen und Zeiten. Das sind völlig neue Dienstleistungsmodelle, an die sich Angestellte oder Selbstständige erst gewöhnen müssen.

Die Stadt ist ja die faszinierendste Kulturschöpfung der Menschheit. Italo Calvino sagte: „Jede Stadt ist ein Gegenbild zur Wüste, der sie sich entgegenstellt.“ Sie sprechen von „urbaner Rekonfiguration“. Was meinen Sie genau?

Städte sind komplexe Organismen. Der dänische Poet Sören Ulrik Thomsen

sagte das so: „Städte müssen kolossal, komplex und chaotisch sein.“ Oder anders gesagt: Wenn du glaubst, eine Stadt zu verstehen, dann ist sie tot. Weil wir unsere Städte den Autos und den Malls überlassen haben und so die öffentliche Sphäre so gut wie abgestorben ist, braucht es einen Neuanfang. Das Konzept der antiken Agora ist meiner Meinung nach der Weg. Eine neue Erfahrung von öffentlichem Raum. Heute reden einige von der „smart city“ und meinen nur technologische Innovation. Ich aber glaube, wir brauchen eine Stadt, die „sozial smart“, also clever, ist.

Alle attraktiven Großstädte leiden notorisch an Wohnungsmangel besonders im einfachen Segment. Wieso gibt es Innovation und Ästhetik oft nur für die Besserverdienenden? Berlin veranschlagt für das neue Schumacher-Viertel auf dem ehemaligen Gelände des Flughafens Tegel 15 Jahre. Wieso braucht die Politik so lange?

Wir können mit modernen Baumethoden Qualitätswohnungen so billig wie noch nie produzieren. Das ist wirklich Aufgabe der Bürgermeister und natürlich der Bauindustrie. Modulare, vorgefertigte Bauteile machen Wohnungen 20 Prozent billiger, 50 Prozent schneller und umweltfreundlicher. Sie müssen beileibe nicht hässlich oder schlecht designed sein. In Großbritannien heißt eine Firma „Urban Splash“. Ihre Bauten im Norden Großbritanniens laufen unter dem Motto: „Jeder verdient großartiges Design.“ Sozialer Wohnungsbau muss nicht hässlich und dumpf sein, sagen Stararchitekten wie Stefano Boeri, der gerade die Idee eines vertikalen Waldes an einem Hausprojekt für Geringverdienende in Eindhoven erprobt. Es ist ein 19-stöckiger Turm mit 125 Wohneinheiten, die alle über üppige, mit Bäumen bepflanzte Balkone verfügen.

Corona ist ein Beschleuniger. Improvisieren ist eine neue Kunst in der Stadtstruktur. Schulen, auch Flücht-

lingsheime, Krankenhäuser, Studentenwohnheime und Altenheime werden schnell umfunktioniert oder neu gebaut auf Containerbasis. Improvisieren heißt auch Verdichtung. Die TU Darmstadt hat 2019 ausgerechnet, dass durch Umwidmung von Bürogebäuden, Aufbau der Dächer von Parkhäusern und anderen öffentlichen Gebäuden 2,3 bis 2,7 Millionen neue Wohnungen bundesweit entstehen könnten.

Not ist eine gute Erfinderin. Das haben wir in China gesehen, wo ein Krankenhaus mit 1000 Betten in zehn Tagen entstand. Eine der großen Herausforderungen der Zukunft wird sein, all die leerstehenden Bürogebäude in den Städten umzufunktionieren. Zudem gibt es auch in den Vorstädten und auf dem Land Baubedarf. Interessant ist übrigens, dass viele Kirchen und Universitäten über großen Grundbesitz verfügen, den sie auch dem Wohnungsbau zuführen könnten.

Wir leben zumeist in einer Architektur der Vergangenheit, gerade in älteren, europäischen Städten. Ist das Segen oder Fluch?

Wir glauben immer noch, Häuser würden für die Ewigkeit gebaut, während in Japan ein Haus durchschnittlich 30 Jahre „lebt“. Wir müssen aber, auch um die CO₂-Ziele zu erreichen, völlig neu über Materialien und Methoden nachdenken. Der kanadische Kommunikationstheoretiker Marshall McLuhan sagte: „Das Medium ist die Botschaft.“ Das gilt auch für unsere Städte. Das Medium, in diesem Falle die Bauindustrie, ist nicht neutral. Wo gebaut wird, wie gebaut wird und mit welchen Materialien, das sind die Gretchenfragen der Zukunft.

Sie haben die „smart cities“ etwa in China als aseptische, am Reißbrett entstandene Entitäten beschrieben. Kann man sich einen solchen Ort in Europa vorstellen? Oder was sind dessen Herausforderungen?

In Europa geht es eher um große, ganz neue Stadtteile, die geplant werden. Etwa die enorme Stadterweiterung vor den Toren Wiens: Seestadt für 20.000 Menschen. Ein ambitioniertes Unterfangen um einen Schwimmsee herum in einem Mischmasch aus Stilen, unter anderem einem 24-stöckigen Hochhaus, einem der größten in Holzbauweise auf der Welt. Ein anderes Beispiel: Das Züricher Hunziker-Areal, das keine einfache Siedlung ist, sondern ein ganzes Stück Stadt verkörpern will. 450 Häuser, Geschäfte, Restaurants, Arbeitsareale und Ateliers führen zum Motto: „Mehr als wohnen“. Das sagt alles.

Die Veränderung, die sich in den meisten großen Städten am deutlichsten zeigt, ist die Bekämpfung des Autos. Jahrzehntlang wurde den Menschen gepredigt, das Auto bedeute individuelle Freiheit und Mobilität. Nun ist es ein Feind, der von einer städtischen Elite aus den Straßen vertrieben werden soll. Kann die Anbetung des Fahrrads denn die einzige Antwort für eine Stadt der Zukunft sein?

Ach, unsere Liebesaffäre mit dem Auto wird weitergehen! Aber wir werden auf dem Weg zu grüneren Städten eben auch Orte erleben, in denen nur elektrische Gefährte parken und fahren dürfen oder es nur Fahrradspuren gibt. Für mich noch interessanter ist die „Begehrbarkeit“, in ihr steckt so viel Potenzial. Städte sind meist für den Durchschnittsmenschen gedacht, jung, mobil und mit einer Blase wie ein Gaul ausgestattet. Sie sind oft die kleinen Dinge, die zählen: mehr Bänke zum Ausruhen, mehr öffentliche Toiletten und mehr Grün, auch kleine Parks. Vancouver gibt damit an, dass 95 Prozent seiner Stadtbewohner fußläufig innerhalb von fünf Minuten einen kleinen Park erreichen können. Das ist doch was!